Bor.
235/23

Ueber die

Bedeutung Berlin's

in der

großen Krisis unserer Zeit.

Ein Vortrag

den 10. März 1852

in der Versammlung des evangelischen Vereins
für kirchliche Zwecke

gehalten

von

K. F. E. Trahndorff.

Berlin, 1852.

Verlag von Wilh. Schulße,
(Wohlgemuth's Buchhandlung).
Scharrenstraße 11.

Ueber die

Bedeutung Berlin's

in der

großen Krisis unserer Zeit.

Ein Vortrag

den 10. März 1852

in der Versammlung des evangelischen Vereins
für kirchliche Zwecke

gehalten

von

K. F. E. Trahndorff.

Berlin, 1852.
Verlag von Wilh. Schulze,
(Wohlgemuth's Buchhandlung)
Scharrenstraße 11.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aufgefordert, mich hier in der Versammlung unsers Vereins freimüthig auszusprechen über das, was ich auf dem Herzen habe, glaubte ich mich diesem Verlangen nicht entziehen zu dürfen. Ich kann es nicht verhehlen — ich fühle mehr und mehr eine unsichtbare Hand, die mich treibt und zieht auf einem Wege, der nicht der Weg Aller ist, und ich vermag dem Zuge nicht zu widerstehn; allein, indem ich demselben auch jetzt folge, muß ich mich sogleich mit meinen geliebten Zuhörern über den Standpunkt in's Klare setzen, auf welchem ich mich befinde, und durch welchen die ganze Bedeutung meines Vortrages bedingt ist. Ich kann hier nicht, wie bisher geschehen ist, irgend ein besonderes theoretisches oder practisches Thema behandeln, wie es gerade irgend einem der mannigfaltigen kirchlichen Zwecke entspricht, sondern ich muß, so sonderbar dies klingen mag, mich selbst und zwar, so weit es hier in einem solchen Vortrage möglich ist, ich muß mich ganz geben. Nichts ist wohl, nach meiner innigsten Ueberzeugung in gegenwärtiger Zeit für uns wichtiger, als daß wir immer bestimmter und mit immer hellerer und bestimmterer Klarheit darüber zum Bewußtsein kommen, was eben diese Zeit, in der wir jetzt leben, für eine Bedeutung hat, und was wir von dem, was um uns her geschieht, was geredet, gethan und gemacht, oder auch nicht gedacht und gemacht wird, zu hoffen oder zu fürchten haben, damit wir nicht da fürchten, wo wir zu hoffen und, umgekehrt, da hoffen, wo wir zu fürchten haben. Meine Ansichten und Ueberzeugungen datiren sich nicht von gestern, auch nicht erst seit dem Jahre 1848, sondern sie haben sich im Verlauf von zwei Jahrzehnten immer bestimmter entwickelt und mit jedem Jahre, besonders aber seit 1848, immer mehr befestigt.

Trotzdem, daß es jetzt den Anschein hat, als werde man bald anfangen, sich der Reformation zu schämen, blicke ich doch zurück auf dieselbe, als auf die That, durch welche Deutschland in jeder Hinsicht das werden sollte, was es leider — nicht geworden ist, durch welche aber die geschichtliche Lebenssphäre geschaffen wurde, in der unsre sandige Mark Brandenburg die Kräfte eines neuen Staatslebens einathmen und zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung sich entwickeln konnte. Herr Dr. Wichern hat in Elberfeld mit großem Beifall der Versammlung, zu welcher er sprach, die innere Mission für eine Nationalsache und für die Fortsetzung der Reformation erklärt, im Gegensatz gegen die Zeit der zerspaltenden und zersplitternden theologischen Polemik, welche nach der Reformation namentlich in Deutschland eintrat, und in welcher diese zu der todten Orthodoxie erstarrte; und allerdings ist die innere Mission weiter nichts, als das wieder erwachte Leben unserer evangelischen Kirche. Ich nehme diesen Gedanken hier auf, erweitere ihn aber zu einer schärfern geschichtlichen Bestimmtheit seiner Bedeutung, indem ich sage: Die Reformation war und ist ursprünglich eine Nationalthat der Deutschen. Sie bezeichnet zugleich den Beruf und die Stellung der deutschen Nation zu dem übrigen Europa hinsichtlich des Reiches Gottes, und Luther mit seinem treuen Wahrheitssinn und Wahrheitsdrange, mit seinem unerschütterlichen Glauben, seiner Bibel, kurz mit seinem ganzen Wesen, Gemüth und Leben ist der wahre Repräsentant der deutschen Nation, sollte es wenigstens sein. Daß die deutsche Nation diesen Gedanken nie, am Wenigsten aber je mit Begeisterung, auffassen, d. h. daß sie nie zum wahren Selbstbewußtsein gelangen konnte, daß Niemand irgend einmal zur rechten Zeit auftrat und ihr zurief: „So wie eure Vorfahren einst im teutoburger Walde der politischen Allmacht Rom's mit dem Schwerte in der Hand die Gränze setzten: so hat Luther Euch von einer noch ärgern und schmachvollern Knechtschaft unter dem Joch der römischen Geistes- und Gewissenstyrannei durch die Bibel befreit und das Panier des Gekreuzigten und Auferstandenen, als das Panier Eures weltgeschichtlichen Berufs, im Reiche Gottes, erhoben;" ja, daß, wenn ein solcher Zuruf wirklich irgend einmal an sie ergangen wäre, sie denselben doch wohl kaum würde verstanden haben — das ist gewiß wenigstens der Grund, daß Deutschland nie das geworden ist,

was es hätte werden können und sollen. Man wird vielleicht geneigt sein, mir zuzurufen: „Du geräthst in die Politik hinein!“ Darauf erwidere ich: „So lange das Reich Gottes mit der Sünde und den Reichen dieser Welt im Kampfe steht, müssen wir uns auch, zumal jetzt, wenn wir unsre Zeit ganz verstehen wollen, des wahren Verhältnisses Deutschlands zu dem Reiche Gottes immer bestimmter bewußt werden. Ach, dieses Bewußtsein hätte uns den traurigen dreißigjährigen Krieg ersparen können, der uns ein so klägliches und jammervolles Bild unsrer deutschen Nation darstellt.“ Nicht mit Unrecht könnte man fragen: „Deutschland, wo wareſt Du damals, als Deutsche, das Reichsoberhaupt an ihrer Spitze, sich als Schergen Rom's gegen das Evangelium gebrauchen ließen, und Gustav Adolph aus Schweden herüberkommen mußte, um es, beinahe wider den Willen der deutschen Fürsten, gegen die wilden Horden Tilly's und Wallenstein's zu vertheidigen.“ Hätte man die Frage: „Deutschland, wo biſt Du?“ im Jahre 1521 an jenem bekannten Reichstag zu Worms gethan: so hätte den spanischen Söldnern und den Knechten der römischen Hierarchie gegenüber wenigstens noch ein Mann mit den Worten: „Hier iſt Deutschland!“ an seine Brust schlagen können, und dieser Mann war Luther. — „Das haben wir doch wenigstens erreicht,“ so triumphirte der päpstliche Legat Aleander in seiner Freude über das Wormser Edict, das Luthern in die Acht erklärte: „Das haben wir doch erreicht, daß die Deutschen gegen einander selbst wüthen und in ihrem Blute ersticken werden.“ Und leider waren seine Worte prophetisch. — Kann man es wohl einem Ullrich von Hutten verargen, wenn er an Wilibald Pirkheimer in Nürnberg schrieb: „Ich schäme mich meines Vaterlandes?“ Aber zu unserm Troſt freilich singt Luther selbst: „Mit unsrer Macht iſt nichts gethan.“ Ja, Seine Wege sind wunderbar, und wer darf es wagen, gegen Seine Rathschlüsse zu murren? Aber sind wir dadurch gerechtfertigt? O möchten wir, indem wir uns demüthig dem Walten Dessen beugen, Der Alles herrlich hinaus führt, dennoch an unsre Brust schlagen, und wie jeder Einzelne, eben so demüthig auch im Großen als Nation unsere Schuld bekennen, daß wir von jeher unsre Geschichte verprudelt haben.

Nach dem dreißigjährigen Kriege erhob sich Churbrandenburg,

übernahm factisch das Protectorat des deutschen Protestantismus, welches Sachsen verscherzt hatte, und später, als die Dynastie dieses Churfürstenthums, um der polnischen Krone willen, zur römisch-katholischen Kirche übertrat, ganz entschieden aufgab. Preußen erwuchs in und mit diesem Protectorat zu einer weltgeschichtlichen Macht, und es ist gewiß kein bedeutungsloses Zeichen für unsern Staat, daß Wittenberg jetzt eine preußische Stadt ist.

Es mag vorläufig an diesen wenigen Zügen genug sein, um das Wesentliche des Standpunktes zu bezeichnen, von welchem aus ich das ganze Leben und Treiben unsrer Gegenwart ansehe. Preußen hat jetzt einen hohen, weltgeschichtlichen Beruf zu erfüllen. Die Aufgabe, deren Lösung uns obliegt, ist von der Geschichte so deutlich bezeichnet, daß selbst unsre römisch-katholischen Gegner sie nicht zu verkennen vermögen. Sie haben aus ihrem Operationsplan kein Geheimniß gemacht, und der spricht es deutlich genug aus, was sie von Preußens Bedeutung für unsre evangelische Kirche halten. „Haben wir nur erst," sagen sie „Großbritannien wieder erobert, dann wird es uns nicht mehr schwer sein, den Continent wieder zu erobern, und der letzte Alles entscheidende Sieg wird auf den sandigen Feldern der Mark Brandenburg erfochten werden." O, die Jesuiten wissen sehr wohl Alles, was wir nicht wissen, und wohl gar nicht wissen mögen. Ist Großbritannien wirklich in ihrer Gewalt, dann hat die Missionsthätigkeit der evangelischen Kirche ein Ende. Sie ist alsdann abgeschnitten von aller Wirksamkeit außerhalb Europa's; sie kann in Deutschland, und namentlich in Preußen, durch- und zerschnitten und in dessen Hauptstadt eingeengt und blokirt werden. Rüstet man sich doch schon, Berlin mit einem Kranz von katholischen Kirchen zu umschließen und unter die Zucht eines römisch-katholischen Bischofs zu stellen. Und sollte es, was Gott in Gnaden verhüten wolle, den Künsten der römischen Hierarchie wirklich gelingen, unsere evangelische Kirche zu überflügeln und zu erdrücken: wie würde man sich in Rom in's Fäustchen lachen und der deutschen Einfalt spotten, welche diese Künste so treuherzig für baare Münze nahm!

Ja, wenn es wirklich gelänge — wenn Gott uns, um unsrer unverbesserlichen Verblendung willen in die Gewalt unsrer Feinde gäbe; wenn auch Preußen wieder den Nacken unter das Joch der

römischen Hierarchie beugen und dem Papst den Pantoffel küssen müßte; wenn wir wirklich schwach genug wären, aus Furcht vor dem Ungethüm „Revolution" uns blindlings wieder in die Fesseln schmieden zu lassen, von welchen Luther uns befreit hat: würden wir dadurch etwa dem Schicksale entgehen, das uns von jenem Ungethüm droht?" Ich sage: „nein." Europa erträgt das Joch Rom's nicht mehr. Die Zeit ist eine andre geworden, und so gewiß das System Rom's sich selbst nicht aufgeben wird: so gewiß wird durch den Sieg und die wiedergewonnene Herrschaft der alten Principien und Satzungen dieser Kirche Europa reif werden zu der furchtbarsten Katastrophe einer allgemeinen Umwälzung und Zerstörung. Dann wird kein zweiter Luther uns wieder von dem Joche dieser Herrschaft befreien; sondern der Herr wird das Ungeheuer „Revolution" loslassen und den Leuchter der Kirche in Europa von seiner Stelle stoßen.

Steht es denn aber wirklich so schlimm mit unsrer evangelischen Kirche? Es ist nicht zu leugnen: sie befindet sich jetzt zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite droht ihr der zu einer Macht gewordene Unglaube, auf der andern die wieder lebendig werdende Macht der römischen Hierarchie, und ich fürchte, beide werden sich vielleicht über den Trümmern unsrer evangelischen Kirche in ächt diplomatischer Versöhnung auf einige Zeit die Hände zum Bunde reichen. Wie steht denn nun unsre Kirche da zwischen diesen beiden Feuern? Wir müßten blind sein, wenn wir es nicht sähen. Sie hat sich selbst verloren und kann sich selbst nicht wieder finden.

Es ist, sagt man, in unsrer evangelischen Kirche endlich das Verlangen nach einer Kirche zur Sprache gekommen. Das klingt sonderbar. Unsere evangelische Kirche ist also noch keine Kirche gewesen. Wie wird dies Räthsel erklärt? Man hat, heißt es, den Werth einer festgegliederten und in sich geschlossenen kirchlichen Verfassung schätzen gelernt und fühlt die Nothwendigkeit einer solchen. Hier möchte ich mir vorläufig sogleich einige Gewissensfragen erlauben, die wohl zur rechten Zeit sein dürften. 1) Wie viel Antheil möchte an diesem Verlangen wohl die Furcht vor den Schrecknissen der Revolution haben? 2) Soll denn die hier auf Erden *streitende* Kirche ein bequem *ruhender* Leib Christi sein? 3) Ist nicht vielleicht — denn wir dürfen uns durchaus nicht schmeicheln

oder täuschen — die Glaubensschwäche oder eine andre verborgene Schwäche unsrer Kirche die Mutter jener Sehnsucht und des Gefühls jener Nothwendigkeit, oder endlich 4) ist vielleicht jenes Verlangen in seiner tiefsten Wurzel verwandt mit dem Geschrei unsrer Zeit nach politischen Constitutionen? So viel ist gewiß — alle unsre bisherigen Projekte, unsre Kirche im Großen zu organisiren, stellen sich mir durchaus nur als äußerlich Gemachtes dar, und finden in der Regel in dem Prinzip und innersten Wesen unserer evangelischen Kirche selbst den Grund ihrer Unausführbarkeit, so daß man, da man selbst nicht machen kann, zuletzt dahin gedrängt wird, nach zu machen, und so in die Rathlosigkeit geräth, welche mit Bedauern hinüberblickt zu dem geschichtlich Gewordnen in der römisch-katholischen Kirche, ohne recht gründlich zu bedenken, was, wie und wodurch das dort geworden ist, was da ist. Man sucht indeß der Sache eine geschichtliche Bedeutung abzugewinnen, und statt an die eigne Brust zu schlagen, schiebt man Alles wohl gar dem lieben Gott und seinen Rathschlüssen zu, indem man sagt: Die beiden Kirchen, die römisch-katholische und evangelische, sind von Gott so neben einander gestellt, damit sie sich an einander reiben und läutern, bis sie endlich dahin gelangen, wo sie wieder eine allgemeine christliche Kirche werden können. Ich sehe aber von diesem Reiben für unsre evangelische Kirche keinen Segen, sondern vielmehr, wenn wir nicht bald aus dem Bereich dieses Reibens kommen, die Gefahr aufgerieben zu werden. Es läßt aber diese Geschichtsansicht wunderliche Aeußerungen und Erscheinungen zum Vorschein kommen.

So fand ich vor nicht langer Zeit in einem vielgelesenen und mit Recht sehr geachteten Blatte die Bemerkung: „es habe die katholische Kirche mehr von der evangelischen gelernt, als die evangelische von der katholischen.“ Was soll diese Phrase eigentlich bedeuten? Soll sie ein Vorwurf für uns sein? Unstreitig. Dann sage ich aber: Wehe uns, wenn wir mehr von der katholischen Kirche lernen könnten, als sie von uns! Was sollen wir denn von ihr lernen? Etwa die Künste ihrer hierarchisch-jesuitischen Politik? Wollte Gott, die katholische Kirche lernte Alles von uns? Ist denn das Bedürfniß, von der katholischen Kirche zu lernen, bei uns wirklich so groß? Haben wir denn nicht das Wort Gottes, und

in demſelben Gott ſelbſt zum Lehrmeiſter? Können die Katholiken uns wohl etwas Beſſeres bieten als dieſes, ſie, die immer eigentlich von der Bibel nichts wiſſen wollen und von ihr nichts wiſſen wollen können? Haben wir nicht Chriſtus, den Felſen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen ſollen? Oder hätten wir ihn etwa nicht? Haben wir nicht in der heiligen Schrift die Verheißung des heiligen Geiſtes, der uns in alle Wahrheit leitet? Oder hätten wir ſie etwa nicht? Und wenn wir das Alles haben, was wollen wir denn mehr?

Es iſt ferner ein Ergebniß jener Geſchichtsanſicht, daß diejenigen, welche ſich darin verfangen haben, nicht müde werden können, das ſtrenge Feſthalten an alten erſtorbenen Formen nicht blos innerhalb unſrer evangeliſchen Kirche, ſondern auch, wo ſie dieſelben noch finden, ſei es in der römiſchen oder griechiſchen Kirche, zu preiſen und dieſelben als Gegenſtände großer Hoffnungen zu betrachten. Sie können ſich z. B. gar nicht ſatt ſehen an den griechiſchen Kirchen in Rußland, von denen eine immer wie die andere ausſieht, an den langen Bärten der griechiſchen Kloſtergeiſtlichen und an den Marienbildern, von denen auch immer eines ſo ausſieht, wie das andre, und jedes den Kopf eben ſo nach derſelben Seite hängt, wie alle übrigen. Ob aber dieſe todten Formen und Hülſen jemals im Stande ſein werden, ſich ſelbſt wieder zu beleben, und was für ein Lebenselement nur in ihnen ſein könnte, wenn dergleichen noch denkbar wäre, das iſt die Frage. Wem fällt hier nicht der warnende Ausſpruch unſers Herrn ein: „Man faſſet nicht Moſt in alte Schläuche, anders die Schläuche zerreißen und der Moſt wird verſchüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man faſſet Moſt in neue Schläuche, ſo werden ſie beide mit einander erhalten.“ (Matth. 9, 17.) O, wenn der Geiſt Gottes ſich wieder aufmachen wird, um die Todtengefilde Europa's wieder zu beleben, dann wird er nicht hineinfahren in die alten Schalen und Hülſen, wie in einen durch früheres Tragen bequem gewordenen Schlafrock; dann ſchafft er ſich die Formen ſeines Lebens und Wirkens in urſprünglich neu verjüngter Kraft und Wahrheit ſelbſt, und auch da, wo die alten Formen längſt in Staub zerfallen und vielleicht in alle vier Winde zerſtreut ſind, wird er doch die Auferſtehung ſeines kirchlichen Leibes

feiern und sich einen neuen verklärten Leib aus der Verwesung erwecken, ja, vielleicht eher als da, wo man die alten Formen, wie die Aegypter ihre Leichen, als Mumien sorgsam bewahrt hat, in der Hoffnung, daß die Seelen nach dreitausend Jahren wieder hineinfahren werden.

Man rühmt die feste innere Haltung der römisch-katholischen Kirche. Wodurch besteht diese Haltung aber? Durch die hierarchische Macht des Priesterthums, und diese stützt sich zuletzt auf die Verdienstlichkeit der guten Werke zur Seligkeit, indem die Hierarchie auf dem Grunde dieses Dogma's alle ihre Werkzeuge durch Gelübde und Eide zu binden und zu ihren Zwecken die Kräfte derselben in Bewegung zu setzen vermag. Kann uns eine so begründete Macht und Haltung unserer Kirche wohl wünschenswerth sein, und ist sie bei uns möglich?

Man rühmt ferner die römisch-katholische Kirchenzucht. Aber nicht nur, daß sie auf derselben Basis ruht, wie die feste innere Haltung dieser Kirche selbst, sie ist in Wahrheit auch nur Schein und geht selten viel tiefer, als für die Aufrechthaltung der Hierarchie nöthig ist. Ich urtheile über dieselbe nach ihren Früchten. Ich bin in katholischen Ländern gewesen, und nicht blos als Reisender, sondern ich habe Jahre lang darin gelebt. Ich kann aber nicht anders sagen und ich sage es hier als Zeuge für die Wahrheit: „Das Wesen dieser Kirche im Ganzen ist Abgötterei und ihre Kirchenzucht Schein." Wir schreien bei uns über allgemeine Entsittlichung, wir schelten z. B. Berlin ein Sodom und Gomorrha und leider nicht mit Unrecht. Aber wie sieht es denn in Polen, Italien, Spanien, überhaupt in allen den Ländern aus, wo der Katholicismus noch nicht, wie in Deutschland, den Einfluß der protestantischen Atmosphäre erfahren hat, — wie sieht es da aus, wenn wir hinter den Vorhang der äußern Kirchlichkeit blicken? Worin besteht denn da der Glaube der höhern und gebildeten Stände, und was für ein Leben birgt sich unter der dumpfen bigotten Hingebung der niedern Volksklassen an die Priester? Man nennt unsre Stadt ein Sodom und Gomorrha, weil die Sünden hier so laut zum Himmel schreien *können*, daß das Geschrei menschlichen Ohren überall vernehmlich ist, während dort diese zum Himmel schreiende Stimme weislich in das Ohr des Beichte hörenden Priesters ge-

leitet, durch auferlegte Bußübungen und Ablaß beschwichtigt und vertuscht und mit dem Beichtgeheimniß versiegelt wird. Doch das muß ich, um jedem Mißverstande vorzubeugen, noch hinzufügen, was ich hier gesagt habe, ist nicht gegen die Katholiken, selbst nicht gegen alle ihrer Priester, sondern gegen das System ihrer Kirche gerichtet.

Es spricht sich aber in Allem, was man zu Gunsten dieses Systems bei uns hervorhebt und überhaupt in der Art, wie man im Allgemeinen den neuen Aufschwung der Macht dieses Systems auffaßt und würdigt, eine Unklarheit, Unentschiedenheit und Rathlosigkeit aus, die ich nicht besser bezeichnen konnte, als durch den Ausdruck, unsere evangelische Kirche habe sich selbst verloren und könne sich nicht wieder finden. Sie muß sich aber wieder finden. Sie muß zu dem lebendigen Bewußtsein kommen, daß, wenn die katholische Kirche nicht die Beschlüsse des Tridentinischen Concils aufgiebt, eine wirkliche Versöhnung mit ihr von unsrer Seite nur möglich ist, wenn wir uns aufgeben und ihr unser Heiligstes zum Opfer bringen. Sie muß sich wieder entschieden bewußt werden, worin dieses Heiligste besteht, und daß, was ihr fehlt, nicht äußere menschliche Macht, oder gar die Autorität eines auf Irrthum und Trug gegründeten hierarchischen Systems ist, sondern der Glaube der evangelischen Kirche an sich selbst, d. h. der Glaube an die unbesiegbare und Alles besiegende Kraft des Glaubens und der Wahrheit. Dieser Glaube ist das Palladium der evangelischen Kirche, der Glaube Luthers. Diesen Glauben müssen wir wieder erringen, indem wir, wie Luther, in diesem Glauben handeln.

Doch wir müssen jetzt auf den Kampfplatz zurückblicken, den unsre Gegner selbst uns auf den sandigen Feldern der Mark Brandenburg bezeichnet haben, und es kann dies wohl kein andrer sein, als unsre Haupt- und Residenzstadt Berlin. Wir haben also ein ganz besonderes Interesse für diesen Kampfplatz. Es ist auffallend und höchst merkwürdig, daß nicht nur in unserm Lande, sondern, wie man versichert, selbst im Auslande die Augen Vieler auf unser so allgemein und schmählich verrufenes Berlin gerichtet sind, als auf den Ort, wo doch zuletzt wohl noch der Morgen einer bessern Zukunft Deutschlands und Europa's aufgehen werde. Diese Hoff-

nung tönt uns bald von dieſer, bald von jener Seite faſt wie eine Art prophetiſcher Sage entgegen, und ſelbſt die Operationen unſrer römiſch-katholiſchen Gegner ſcheinen ſich vorzüglich gegen unſre Stadt, als gegen den Ort der letzten Entſcheidung zu richten. Es muß ſich uns alſo die Frage aufdrängen: Was haben wir denn bei uns, das zu dieſer Hoffnung und bei unſern Gegnern zu einer beſondern Furcht Veranlaſſung geben könnte? — und es ſollte wohl billig jetzt unſre Hauptaufgabe ſein, darüber in's Klare zu kommen und uns zu dem bevorſtehenden Kampfe zu rüſten. Thun wir das? und wie können wir es thun? Vielleicht verlaſſen wir uns auf England. England, denkt wohl Mancher, wird ſich nicht leicht überwältigen laſſen. O, man hüte ſich doch ja, in unſrer Zeit etwas für unmöglich zu halten! Eine ſolche Sicherheit könnte uns theuer zu ſtehen kommen. Was iſt denn England? Eine Inſel voll Menſchen, und man meint doch wohl, nicht Fleiſch für ſeinen Arm zu halten. Nein, nicht England, und wäre es auch das Land der Engel, ſondern Chriſtus. Was geht uns England an, wenn Er mit uns auf dem Plan für uns ſtreitet als der rechte Mann! Zu ihm müſſen wir uns ſtellen und mit ihm ſo rüſten, daß wir im Stande ſind, England und Europa zu retten, und wir könnten es wohl.

Es ſind gewiß in unſrer Verſammlung Mehrere, die den letzten Vortrag des Herrn **Dr.** Wichern gehört haben, in welchem er, der nicht einmal in Berlin lebt, uns auf das Zeugniß von Zahlen, das eben überall gilt, von den kirchlichen Zuſtänden unſrer Stadt kein erfreuliches Bild entworfen hat. Ich, ein geborner Berliner, der ſeit 1812 bis jetzt, alſo 40 Jahr hindurch, ununterbrochen in Berlin gelebt hat, fühle mich jetzt gedrungen, zu jenem Bilde einen Nachtrag anderer Art zu liefern, indem ich mich nicht auf Zahlen berufe, ſondern unmittelbar in das Leben eingehe.

Wie groß in unſrer Stadt die Zahl derer ſein möge, die mit entſchiedenem Haß gegen alles, was Religion heißt, erfüllt, jetzt mit ihrer geſcheiterten Hoffnung auf den Umſturz aller Dinge im Stillen über ihren Groll brüten, laſſe ich hier dahin geſtellt ſein. Möchte ſie kleiner ſein, als ich fürchte. Eben ſo wenig aber richte ich hier meinen Blick ſogleich auf die Verwahrloſung und Geſunkenheit der niedern Volksklaſſen. Dieſe ſind ja das Thema unſrer

Tage, und was die höhern Stände betrifft, so haben wir ja — es ist so sehr lange nicht her — auch über diese aus ihrer Mitte selbst eine verehrungswürdige Stimme vernommen. Was bleibt mir also noch übrig? Ich nehme Berlin hier als den Sitz der Wissenschaft und Intelligenz, und trete somit zugleich auf den Höhenpunkt unsers Zeitgeistes, mich hier umzusehen und von hier auf das Leben und Treiben in unsrer Stadt herabzuschauen.

Abgesehen davon, daß man bereits angefangen hat, die Wissenschaften, nämlich diese und jene, mit christlichen Augen anzusehen, steht doch die Wissenschaft, d. h. die von aller Religion emancipirte Wissenschaft, wie sie auf der Basis der neuern und neuesten Philosophie ruht und durch den Einfluß dieser herrscht, ganz entschieden als eine feindliche Macht dem Christenthume gegenüber. Wir dürfen dies durchaus nicht ignoriren, und uns nicht etwa innerhalb des Gedankens absperren, als sei es nur die Unwissenheit, die dem Satan und der Sünde ihr Leben und Wirken blos leicht mache; nein, er hat sich aus dem Wissen eine Zionsburg für sein Reich erbaut, und zwischen dieser Macht der Wissenschaft und des Christenthums besteht jetzt eine Feindschaft, die keine oberflächliche Beschwichtigung und keine Versöhnung durch eine Art wissenschaftlicher Diplomatie gestattet, und über die wir uns durchaus nicht täuschen dürfen, mag man uns auch zurufen, daß die Wahrheiten des Christenthums, in ihrer Reinheit aufgefaßt, wohl zu bestehen vermögen nicht nur vor dem gesunden praktischen Verstande, sondern auch vor den strengsten Forderungen neuerer Wissenschaft. — Man muß nur ja, wenn man den Zuruf vernimmt, nicht vergessen darnach zu fragen, was man denn eigentlich unter den Wahrheiten des Christenthums, in ihrer Reinheit aufgefaßt, zu verstehen habe.

Ganz oben auf den Glanzhöhen der Facultätsbeglaubigung thronen in stolzer Sicherheit die Koryphäen der Wissenschaft, und, ihres Sieges gewiß, sehen sie dem Kampfe zu, in welchem die Prinzipien ihrer Weisheit sich mit dem Obscurantismus derer herumhetzen, welche noch an die Möglichkeit glauben, es könne der veraltete Christenglaube zu einem neuen Leben wieder erweckt werden. Andere, denen schon etwas bange werden will, versuchen es durch Theorien, die sogleich mit Trompeten- und Paukenklang in allen Zeitungen und Journalen verkündiget werden, das Christenthum

nämlich das, was sie so nennen, mit irgend einem Resultat ihrer Speculation zu einer wissenschaftlichen Wiedergeburt ihres Scharfsinnes zu erheben, während eine Unzahl von Publicisten, nachdem das Constitutionmachen eben keine sonderlichen Früchte getragen hat, den Zeitereignissen Schritt um Schritt vor- oder nachgehen, um ihnen den kritischen Fehdehandschuh hinzuwerfen und eine Lanze mit ihnen zu brechen. Dabei werden sie aber selbst nicht selten unvermerkt ein Spiel der Zeitereignisse und widersprechen nach wenigen Monaten sich selbst. Auf diese folgt endlich die ganze Schaar derer, die zwar nicht von Wissenschaft Profession machen, die aber, als die Hochgebildeten, die haute volée der Intelligenz, alles genossen und sich mit allem gesättiget haben, was Philosophie, Wissenschaft, Poesie und Kunst geistreich Süßes, delicat Pikantes und Berauschendes darbieten, so wie alle diejenigen, die es ihnen, wiewohl sie selten das Zeug dazu haben, so schlecht als möglich nachmachen oder wenigstens nachmachen möchten. Alle diese verlassen sich auf die Garantie der hohen Stimmführer in der emancipirten Wissenschaft und Intelligenz. Trotz dieser Garantie aber wird fast die ganze Majorität dieser Gebildeten und gebildetsein Wollenden von einer zwiefachen, entgegengesetzten Furcht in der Schwebe gehalten. Einerseits von der Furcht vor der Revolution, die so ziemlich ihre frühere Glorie eingebüßt hat, andrerseits von der Furcht, daß es wohl gar endlich mit dem Christenthum Ernst werden möchte. Um jener Furcht willen möchten sie wohl gerne Religion haben, oder vielmehr, daß Religion gehabt werde, und da doch keine andere Religion jetzt möglich ist als die christliche, daß also eine Religion gehabt werde, welche die christliche heißt; sie wissen aber nicht, was sie damit wollen, und meinen, es müsse mit der Religion nur ja nicht zum Extrem kommen. Es ist wohl zu beachten, wie der Zeitgeist und dessen Feindseligkeit gegen das Christenthum diese Erscheinung motivirt und ihr durch diese zwiefache Furcht bei uns ihr eigenthümliches Gepräge giebt. Der Geist der modernen Wissenschaft hat das Zeitalter aufgeklärt, d. h. er hat den Glauben an das sogenannte orthodoxe Christenthum, also an die Tilgung der Sünden durch das Blut Jesu Christi, und mit diesem Glauben zugleich die Freiheit der Kinder Gottes zerstört. Die dem Zeitgeist huldigen, sind wieder nothwendig unter den Fluch des

Geſetzes gerathen, und das dunkle Gefühl dieſes Fluches laſtet ſchwer auf ihnen, während die Sünde immer mächtiger wird. Was nun zu thun? Das Chriſtenthum will und ſoll die Sünde ſelbſt überwinden; es greift immer die Wurzel an. Der Zeitgeiſt möchte die Sünde gern behalten und zugleich dem Fluch des Geſetzes entgehen. Was geſchieht? Während die Unwiſſenheit nicht Weniger durch dieſen Fluch in das Lager der römiſchen Kirche hinübergetrieben wird, ſchlagen die wiſſenſchaftlich Erleuchteten einen Mittelweg ein. Sie wollen ſich das Geſetz nach Bequemlichkeit zurechtſtutzen. Daher die unendliche Geſetzmacherei, aus der unſere Zeit gar nicht wieder heraus kommen kann, und wodurch ſich wieder der Fluch des Geſetzes und der Mangel der freien Liebe offenbart. Fragt man aber, wohin will denn der Zeitgeiſt mit dieſem Allem? So iſt die Antwort: Er will durch Conſtitutionen, humane Geſetze (z. B. Aufhebung der Todesſtrafe), Civilehen, Bordelle, Hoſpitäler und wer weiß was ſonſt noch für Anſtalten, Erfindungen und Künſte die Sünde womöglich unſchädlich machen. Er will nicht hinaus über die Wahl zwiſchen dem Böſen und Böſen; er will hier nur ein behagliches juste milieu an die Stelle des verlornen Paradieſes ſetzen, ſo ein conſtitutionelles Paradies, wo ſich die Frucht von dem verbotenen Baum der Sünde, bequem und ungeſtört durch üble Folgen, verſpeiſen läßt. Mit einem Worte, der Ausſpruch der heiligen Schrift: „Die Sünde iſt der Leute Verderben" ſoll zur Lüge werden. Das iſt die Loſung unſrer Zeit, mit der ſie eine glückſelige Zukunft in's Leben rufen will. Merkwürdig iſt nun die Spukgeſtalt, von welcher die Majorität unſrer gebildeten und gebildet ſein wollenden Berliner aus bloßer Furcht, mit in den Kampf gegen die Sünde verwickelt und zum entſchiedenen Bruch mit ihr getrieben zu werden, ſich auf eine ebenſo jämmerliche als lächerliche Weiſe äffen läßt. Sie nennen dieſes Geſpenſt Pietismus. Während die feine Welt angeblich dieſen Pietismus verachtet und die Kirchen, wo er von der Kanzel Beſitz genommen haben ſoll, deshalb meidet, weil man ſich daſelbſt müſſe rüffeln laſſen, d. h. Wahrheiten hören, die das Gewiſſen treffen; während es nicht an ſolchen fehlt, die mit der Windmühle „Pietismus," die ſie für einen Rieſen halten, wie der Ritter von la Mancha bei jeder Gelegenheit eine Lanze brechen, iſt bei vielen Andern die Angſt vor dieſem Popanz

so groß, daß sie in keine Kirche gehen, theils um nicht für Pietisten gehalten zu werden, theils aber wirklich aus Furcht, sie möchten von dem daselbst herrschenden frommen Miasma angesteckt und wohl gar bekehrt werden, ja, nicht selten geht die lächerliche Scheu bis zu dem Glauben, es könne eine solche Bekehrung nur grades Weges in die Charité führen, und nicht wenige Aerzte sind geflissentlich bemüht, diese fixe Idee zu nähren und zu befestigen. Kaum sollte man es für möglich halten, daß in einer Stadt, welche als der Sitz der Intelligenz gelten will, die Mehrzahl der gebildeten Einwohner sich durch einen so kindischen Teufelsspuk könne davon abschrecken lassen, den Ausspruch des Apostel Paulus: „Prüfet Alles" zu befolgen, mit eignen Augen zu sehen und mit eignen Ohren zu hören, was denn wohl dieses neuerwachte Leben unsrer evangelischen Kirche zu bedeuten habe. Und doch ist es der Fall. Tausende bleiben in dem Zauberkreise der Furcht vor dem Schreckengespenst Pietismus festgebannt und bemerken nicht, was für Männerchen der Teufel hinter ihrem Rücken macht. Der Kampf gegen den Pietismus wird vielleicht so lange dauern, bis wir den Central-Congreß der Pius-Vereine hier in Berlin haben werden.

Sehen wir aber zugleich, was für eine breite Grundlage das uns drohende Unheil in der Noth und dem Elende eines gänzlich verwahrloseten, irreligiösen und entsittlichten Proletariats hat, und wie groß überhaupt die Zahl derer ist, unter denen, statt des Fremdwortes Pietismus, der deutsche Ausdruck „Muckerthum" cursirt: so können wir wohl mit Recht fragen: Wo hat denn bei uns der verachtete, gehaßte und so sehr gefürchtete Pietismus eigentlich seine Macht? Ist etwa nur Fleisch sein Arm, und besteht seine Macht nur in denen, welche noch ab und zu die Kirche besuchen und an hohen Festtagen sie wirklich ausfüllen? Oder in dem Häuflein der Gläubigen, die sich bald hier bald dort in Vereinen blicken lassen, meist immer dieselben? Könnte der sogenannte Pietismus wirklich auf diejenigen rechnen, welche noch die Kirchen besuchen, was wären diese gegen die beinahe 400,000, die denselben feindlich oder gleichgültig gegenüber stehen? Hat er aber seine Macht von oben, nun dann ist je das Reich Gottes zu euch gekommen. Was sollen wir aber dazu sagen, daß dem dringenden Bedürfniß der Theilung der Parochieen und Vermehrung der Zahl unserer Kirchen Berge von

Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten entgegentreten? Ist uns nicht sogar die traurige Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß eine im Bau begriffene Kirche wieder einstürzen wird, ehe der Bau vollendet ist? Das Merkwürdigste aber dabei ist noch, daß der aus einer andern Zeitschrift in unsern kirchlichen Anzeiger aufgenommene Bericht, der diese Möglichkeit ankündigt, nichts weiter bedauert, als daß Berlin dann eines neuen, großartigen Bauwerks, also einer äußern Zierde, verlustig gehen werde.

So traurig dies aussieht, so muß dankbar doch das anerkannt werden, was bisher in einem Theile dieser verhältnißmäßig kleinen Zahl Kirchen Berlin's geschehen ist. Schon lange vor dem Jahre 1848 hat sich auf mehreren Kanzeln bei uns die Stimme der Wahrheit wieder laut und nachdrücklich, trotz alles Geschrei's über Orthodoxie und Pietismus, vernehmen lassen. Das Geschrei und diese Furcht selbst sind Zeuge dafür. Der Segen Gottes ist nicht ausgeblieben; denn was würde aus Berlin in jenem verhängnißvollen Jahre geworden sein, wäre das Erwachen des kirchlichen Lebens und der gefürchtete Pietismus jener schmachvollen Katastrophe nicht vorangegangen? Allein so viel auch geschehen ist, so darf doch kein Stillstand eintreten, als ob wir schon vollkommen sicher wären. Der Teufel geht noch immer umher, wenn auch nicht mehr brüllend, doch aber schleichend und lauernd und seine Zeit abwartend. Nein, nein, es muß noch viel mehr geschehen, als bisher geschehen ist, und die Zeit drängt, daß es geschehe, ehe der Tag zu Ende geht, und die Nacht des Verderbens hereinbricht. Da dünkt es uns nun, und zwar hier in Berlin, dringend nothwendig, daß alle diejenigen, welche von der Kirche berufen sind, auf der Kanzel und als Seelsorger das Reich Gottes wieder zu erbauen, wie ein Mann zusammentreten, und fest und einmüthig von der Macht, die Gott und der Heiland ihnen verliehen hat, den rechten Gebrauch machen. Ach, ich kann, so schmerzlich es mir auch ist, doch nicht verschweigen, was mir auf dem Herzen brennt! Wie soll inniges, kräftiges Gemeindeleben in den Gemeinden entstehen, wenn die Gemeinden zu einer Größe angewachsen sind, die es den Geistlichen unmöglich macht, das belebende Einheitsprincip derselben zu sein und als Seelsorger zu wirken? Ja, wie soll ein reges Gemeindeleben in den Heerden entstehen, wenn die Hirten selbst nicht einig sind?

Wenn es auch hier bei uns wieder heißt: Ich bin Paulisch, ich bin Kephisch, ich bin Apollisch? Oder wenn gar noch andre äußere Motive als zerspaltende und zersplitternde Kräfte wirken? Ich klage nicht an, aber ich muß klagen, und meine Klage gründet sich nicht auf Gerüchte und Sagenhören, sondern auf den einfachen Schluß, daß, wäre es nicht so, wie ich beklage, es ganz anders bei uns sein müßte. Oft hört man jetzt die Behauptung: Spaltungen und Trennungen sind Zeichen des Lebens der Kirche. O ja! Aber man betrachte sie nur nicht einseitig! Wohl sind sie Zeichen des Lebens, zugleich aber auch Zeichen des Todes. Was in der Kirche Spaltungen und Trennungen hervorruft, kann immer nur Menschliches sein; menschliche Ansichten und menschliches Ansehen, menschlicher Wille oder wohl gar menschliches Interesse. O möchte doch der Herr uns die Liebe und Kraft geben, Alles dergleichen hinter uns zu werfen und nur zu beten: „Herr, Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden." Die Einheit unserer Kirche beruht nicht auf einem Menschen; sie besteht nicht in Luther, Calvin, Hegel oder Schleiermacher; nicht durch äußere kirchliche Verfassungen und Formen, sondern nur in dem Einen, in Christo, dem Haupte der Kirche. Nur auf Golgatha, am Fuße des Kreuzes, von seinem Blute besprengt, stehen wir über den Parteien, und hier ist das Stehen über den Parteien keine Schande, und nur hier kann der Glaube in unsrer Kirche wieder mächtig werden, welcher Welt, Tod und Hölle überwindet.

Jetzt, nachdem ich so auf die Zustände Berlins das volle Licht der Wahrheit habe fallen lassen, wiederhole ich meine Frage: Was haben wir denn hier in Berlin, das die Hoffnung, es werde unsre Stadt noch eine Stadt auf dem Berge sein, begründen und wodurch das, was ich oben als eine Art prophetischer Sage bezeichnete, wirklich Bedeutung gewinnen kann? Wie mir gesagt worden, soll auch Herr Dr. Wichern in seinem letzten Vortrage bei uns geäußert haben: „Die große Frage der Zeit werde in Berlin gelöst werden." — „Die große Frage der Zeit!" Was ist dies für eine Frage? Was für ein Räthsel ist denn noch zu lösen? Ist es die Frage: Wie kann die Sünde bekämpft und getilgt werden? Diese könnte es doch nur sein, wenn die Sünde, wie der letzte und allgemeine, so auch der einzige Grund alles Unheils unsrer Zeit wäre,

Das wäre aber keine besondre Frage irgend einer besondern Zeit, sondern es ist eine Frage aller Zeit, und sie ist kein Räthsel mehr. Wir wissen ja eben sowohl, wie die Sünde getilgt und wie sie zu bekämpfen ist Ist also noch die Rede von der Lösung einer großen Frage der Zeit: so muß diese doch jedenfalls etwas Besondres betreffen, das in unsrer Zeit erst als die Bedingung einer bessern Zukunft gefunden werden soll.

Gehen wir nun tiefer auf die Frage ein: Was hat denn wohl Berlin, das uns zu der Hoffnung berechtigen könnte, es werde hier eine besonders wichtige Frage der Zeit gelöst werden? — so stellt sich uns einerseits zuerst dar die emancipirte Wissenschaft oder Intelligenz, wie sie, von der Höhe ihrer stolzen Sicherheit herab, ihren Einfluß durch alle Schichten der Gesellschaft bis in die niedern Volksklassen verbreitet und dadurch die Herrschaft einer vom Zeitgeist autorisirten Macht übt, so daß alle bis zum Tagelöhner herab sich überklug und satt von moderner Weisheit dünken; auf der andern erblicken wir wieder das neuerwachte Leben der evangelischen Kirche, wie es dagegen aufstrebt und dem Strom jenes Einflusses entgegenkämpft. So wie aber die Macht der Wissenschaft bei uns auf der breiten Grundlage der ganzen wissenschaftlichen Cultur Europas ruht, wie diese sich durch die neuere, in Deutschland zu ihrem systematischen Höhenpunkt gediehene Philosophie charakterisirt, das wiedererwachte Glaubensleben aber wieder mit den Lebensregungen der evangelischen Kirche in ganz Deutschland und mit dem allgemeinen Erwachen des christlichen Glaubens im Zusammenhange steht und durch diesen Zusammenhang getragen wird: so scheinen beide, Wissenschaft und Kirche, im Begriff sich als die streitenden Glieder eines mächtigen Gegensatzes bei uns zu consolidiren, weil ihnen hier die meiste Freiheit in Aussicht steht, sich mit einander im entscheidenden Kampfe zu messen. Die Aufgabe, deren Lösung hier geahnet wird, ist also keine andre, als die definitive Entscheidung des alten bekannten Streites zwischen Wissen und Glauben. Allein die Ereignisse der Zeit haben das Bewußtsein hinsichtlich dieses Streites verdunkelt. Beide streitende Parteien trachten nicht mehr darnach, die Streitfrage zu lösen. Sie haben die Lösung gewissermaßen aufgegeben, theils weil es sonst schon zu viel zu thun giebt, theils im stolzen Bewußtsein unüberwindlicher Sicherheit,

theils in dem Glauben an die Unmöglichkeit dieser Lösung. Sie hoffen und trachten nur einander durch Majorität zu erdrücken. Die Wissenschaft glaubt bereits im Besitz dieser Majorität zu sein, während die Kirche durch die innere Mission ihr immer mehr Terrain und zwar vorzüglich in den niedern Volksklassen abzugewinnen sucht, wobei sie auf den Beistand dessen rechnet, der die Herzen der Menschen lenkt, wie die Wasserbäche, selbst aber im Ganzen diesem Beistande nur die gelähmte Hand eines etwas mattherzigen Glaubens bietet, weil in der Atmosphäre der modernen Wissenschaft die kräftige, Alles durchdringende Schärfe der Entschiedenheit stumpf wird. Es droht uns aber deshalb eine sehr verhängnißvolle Gefahr, nämlich, daß die Reaction der Kirche gegen den Unglauben, statt einer lebendigen, frischen Fortentwickelung, in eine retrograde Bewegung, d. h. in ein Rückschreiten gerathen werde. Die evangelische Kirche droht wieder auseinander zu fallen, die Confessionen sich wieder ganz in ihrer Besonderheit fest zu stellen, wovon die alte Polemik und eine abermalige Verknöcherung die Folge sein könnte, und der ganze Kreislauf, den wir durchgemacht haben, sich vielleicht wieder erneuern würde, wenn die römisch-katholische Kirche, welche die Vortheile, die ihr die retrograde Bewegung unsrer Kirche bietet, wohl erkannt hat, nicht bereit stände, diesen Kreislauf zu vereiteln und die retrograde Bewegung unserer Kirche zu dem ihr erwünschten Ziele zurück zu leiten, indem sie mittelst der politischen Macht ihrer Hierarchie den ganzen Streit zwischen Wissenschaft und Glauben, so wie die Wissenschaft überhaupt zu unterdrücken sucht. Hiermit stellt sich der Gegensatz zwischen der evangelischen Kirche und dem römisch-katholischen System nach seiner Bedeutung in der Gegenwart heraus. Es ist das höchste Interesse der evangelischen Kirche', daß der Streit zwischen Glauben und Wissen zur Entscheidung komme, so wie es das höchste Interesse der römischen Hierarchie ist, die Entscheidung unmöglich zu machen, denn es ahnet ihr wohl, daß diese Entscheidung nicht günstig für sie ausfallen dürfte.

Trotz aller Verdunkelungen und Zweifel treten überall Zeichen zu Tage, daß die Zeit der Lösung des großen, noch rückständigen Räthsels gekommen ist. So wie durch die Reformation der Glaube von dem Joch menschlicher Satzungen befreit wurde, so ist jetzt die

Zeit der Erlösung der Wissenschaft von dem Grundirrthum gekommen, an welchem sie bisher gekrankt hat — und was soll ich länger hinter dem Berge halten — für mich ist das Räthsel nicht mehr vorhanden. Ausführlich kann ich die ganze Lösung hier nicht geben, und im Kurzen läßt sie sich überhaupt nicht geben Ich kann hier nur die Möglichkeit und Wirklichkeit derselben dadurch bezeugen, daß ich auf Seiten der Wissenschaft einen Widerspruch nachweise, der vermöge innerer, logischer Nothwendigkeit, den faulen Fleck, wo der entscheidende Schlag geschehen mußte, deutlich bezeichnet.

Der auf die Wissenschaft sich stützende Unglaube tritt uns zuletzt immer mit der Behauptung entgegen: „Ich kann Eure orthodoxen Glaubenslehren von einer unmittelbaren Offenbarung, von der Dreieinigkeit ꝛc. nicht als wahr anerkennen, *denn sie sind wider die Vernunft*. Betrachten wir nun dieses Dogma des Unglaubens genauer: so finden wir, daß er jede *übernatürliche* Bedingung unsers Wissens leugnet, und nur das für vernünftig erklärt, was durch *natürliche* Bedingungen Gegenstand unsers Wissens geworden ist und werden kann, d. h. innerhalb der Nothwendigkeit dessen, was die Wissenschaft als ewig unwandelbare Naturgesetze sanctionirt hat. Der Unglaube will, es soll ihm Alles bewiesen werden, d. h. in seinem Sinne, er will Alles, auch was wir irgend als Religion glauben und wissen, nur als wahr anerkennen, wenn sich nachweisen läßt, daß es nur durch Bedingungen Gegenstand unsers Bewußtseins geworden ist, welche den von der Wissenschaft sanctionirten Naturgesetzen nicht widersprechen, sondern durch dieselben ebenfalls bedingt sind und sich darauf zurückführen lassen. Das können wir aber nicht, und so beginnt hiermit der Streit zwischen der Wissenschaft und dem Glauben, zugleich aber auch der Widerspruch und die Inconsequenz auf der Seite der Wissenschaft. Denn kann Etwas nur durch die von der Wissenschaft anerkannten, natürlichen Bedingungen Gegenstand unsers Bewußtseins werden, ist also das Wissen um einen Gegenstand sonst gar nicht möglich, wie doch unsre Gegner behaupten, und müssen sie zugestehen, daß das, was wir glauben, nicht durch solche Bedingungen Gegenstand unsers Bewußtseins geworden sein kann — und zugestehen müssen sie dies, weil sie deshalb unsre Dogmen nicht für wahr anerkennen wollen: so entsteht nun die Frage: „Wie ist denn der Glaube dazu

gekommen?" Was wir glauben, iſt ja doch Gegenſtand unſers Wiſſens. Wir können nicht Etwas glauben, um das wir gar nicht wiſſen. Hier ſind wir alſo bei der großen Frage angelangt, um welche der ganze Streit zwiſchen Wiſſenſchaft und Glauben ſich dreht, bei der Frage: Wie iſt das, was wir glauben, Gegenſtand unſers Wiſſens geworden? Wie ſind wir ſelbſt zu dem Begriff „übernatürlich" und zu dem Bewußtſein des Gegenſatzes „übernatürlich" und „natürlich" gekommen, wenn unſer Bewußtſein innerhalb der Natürlichkeit abgeſchloſſen iſt? Hier iſt der Widerſpruch, den die Philoſophie hat löſen wollen; aber obgleich ſie ihren Glauben nur auf das reducirt hat, was ſie für das Unentbehrlichſte hielt, nämlich auf „Gott," „Tugend" und „Unſterblichkeit": ſo hat ſie ſich doch Jahrtauſende hindurch vergebens abgemüht, über jenen Widerſpruch hinwegzukommen und die Streitfrage zu beantworten. Sie hat ihre Zuflucht zu mancherlei Hypotheſen und Erfindungen genommen. Sie hat ſich eine beſondere, ſogenannte reine Vernunft oder ein Transſcendental-Vermögen gemacht, d. h. ein Denken und Erkennen, das über die Natur hinausgeht, dennoch aber natürlich ſein ſoll. Als ſie mit dieſer Hypotheſe geſcheitert war, hat ſie, um den Gedanken „Gott" als ein beſondres Naturphänomen in unſerm Bewußtſein, durchzubringen, Gott und Natur als Eins und daſſelbe heraus demonſtriren wollen. So künſtlich dieſes Syſtem aber auch den Pantheismus verdecken und ſelbſt ſeinen Gott als einen perſönlichen geachtet wiſſen wollte; es war vergebens. Die Philoſophie wurde endlich zu der dritten, der Feuerbach'ſchen Hypotheſe hingedrängt, nämlich, daß Gott weiter nichts ſei, als die Vernunft ſelbſt, die ſich vermöge einer Täuſchung als Gegenſtand des Bewußtſeins außer ſich geſetzt habe. Und ſo gelangte die Philoſophie vermöge innerer Nothwendigkeit, zu ihrem letzten Abſurdum, dem Atheismus; ja, der Atheismus iſt das letzte Abſurdum der ganzen bisherigen Philoſophie, denn in ihm liegt jener Widerſpruch derſelben offen zu Tage. Der Atheismus iſt ohne Gottesbewußtſein gar nicht möglich; aber er gründet die Nothwendigkeit ſeiner Wahrheit darauf, daß die Philoſophie, alſo die Vernunft in ihrer geſchärfteſten Thätigkeit, die natürlichen Bedingungen für den Gedanken „Gott" in unſerm Bewußtſein nicht ermitteln kann. Die Philoſophie hat ſich nie aus dem Atheismus, d. h. aus dem Zuſtande

des gänzlich fehlenden Gottesbewußtseins zu dem Gedanken „Gott" herausgearbeitet, sondern im Gegentheil, sie hat immer das Gottesbewußtsein schon gehabt und ist durch das Streben, es als Product natürlicher Bedingtheit zu erweisen, immer zum Atheismus hingedrängt worden. Das ist die Wahrheit, welche die ganze Geschichte der Philosophie ausspricht, und die sich durch die Consequenz innerer Nothwendigkeit vollzieht, mag man sich mit der Oberflächlichkeit der sogenannten gesunden Vernunft begnügen wollen, oder inconsequent auf dem halben Wege der Consequenz innerhalb irgend eines Systems stehen bleiben. Das letzte Resultat aber ist die Nothwendigkeit, daß, wenn die Frage über das, was vernünftig oder wider die Vernunft ist, noch streitig sein kann, die Vernunft, die allein doch diese Frage zu beantworten hat, über sich selbst noch nicht im Klaren, also noch nicht zum vollendeten Selbstbewußtsein gekommen ist, daß, zu diesem zu kommen, jetzt ihre Hauptaufgabe ist, und daß wir also einen falschen Vernunftbegriff nicht nur haben können, sondern haben müssen. Ist aber jeder Irrthum, wie er es nur sein kann, nur Menschenproduct, so müssen auch Menschen ihn zerstören und zur Wahrheit gelangen können.

Daß man meine Argumentation zu widerlegen im Stande sein werde, fürchte ich nicht, auch bin ich keineswegs schon fertig mit dem, was ich über die Tiefe und den Umfang meiner Entdeckung zu sagen habe; aber das fürchte ich, daß man glauben und immer wieder glauben wird, sie sei nicht unwiderleglich. Ich weiß, welche Motive zu diesem Glauben vorhanden sind, und ich fürchte, ich fürchte — dieser Glaube wird mich in dem Streit gegen den falschen Vernunftbegriff, diesen unfehlbaren Papst in der Wissenschaft, allein stehen lassen. Man wird mich ignoriren, schweigen und mich von dem Schwarme der Lügenfreunde überschreien und nicht zu Worte kommen lassen. Doch ich mußte es, im Vertrauen auf höhern Beistand, darauf wagen. Wer Irrthümer erkennt und schweigt, verräth die Sache des Herrn. Denn jeder Irrthum ist ein Feind der Wahrheit, und also auch ein Feind des Herrn, der die Wahrheit selbst ist.

Ich bekenne, daß als ich mich entschloß, der Aufforderung zu diesem Vortrage Folge zu leisten, mir bange wurde. Hier das nicht auszusprechen, was meine ganze Seele erfüllt, war mir unmöglich.

Da gab es mancherlei Bedenken und Anfechtungen und manche schwere Kämpfe zu bestehen. Welche Vorurtheile und Urtheile sahe ich sich gegen mich erheben. Ich stehe ja der allgemeinen, Jahrtausende alten Meinung der gelehrten und nicht gelehrten Welt gegenüber und habe weiter nichts für mich, als die logische Nothwendigkeit, d. h. die Wahrheit. Zugleich sehe ich meine Freimüthigkeit wohl gar mit dem Vorwurfe der Lieblosigkeit bedroht, da ich mich nicht anders aussprechen konnte als so, daß manche scharfe, ja selbst etwas herbe Wahrheit mit herausplatzen mußte. Doch während mich der Gedanke beruhigte, daß, wer im Kampfe für die Wahrheit den Vorwurf der Lieblosigkeit fürchte, noch nicht die rechte Liebe habe, welche die Furcht austreibt, weil sie Alles erträgt, — geschahe etwas, das mir wieder Muth machte und mich in meinem Vorsatz befestigte. Zufällig — nun wir wissen ja schon, was von diesem Ausdruck zu halten ist, und ich mache daher mit demselben weiter keine Umstände — zufällig also fand ich, als ich in Gedanken mir eben das Wichtigste zu meinem Vortrage zurecht gelegt hatte, ehe ich die Feder ergriff, bei einem Freunde ein Buch. Es war eine neuere Auflage von einer alten, wohl schon ziemlich vergessenen Schrift. Ich nahm es mit nach Hause, und so oft mir beim Schreiben bange werden wollte, so oft mir der Gedanke kam: „Was wird zu Diesem oder Jenem, das du geschrieben hast oder eben schreibst, Dieser oder Jener sagen? Wird das nicht böses Blut machen? Wird es vielleicht doch nöthig sein, daß du dich mit der Lüge säuberlich herumcomplimentirst? — Da schlug ich das Buch auf und las einige Seiten, und ich fühlte mich dann immer wieder gestärkt und frisch belebt mit neuem Muthe. — Ich kann also aus eigner Erfahrung das Buch als probat empfehlen. Exemplare werden noch in Wohlgemuths Buchhandlung bei Herrn Schultze zu haben sein. Der Titel heißt: „Nicodemus, ein Tractat über die Menschenfurcht zur Pflanzung der wahren Gottesfurcht ꝛc. von August Hermann Franke. Sechste Auflage. Halle 1826.

Druck von C. Strefe & Comp. in Berlin, Wallstraße 12.

In demselben Verlage sind erschienen:

Trahndorff, K. F. E., Die Wiederherstellung der Bordelle, eine Schmach für Berlin. Ansprache an die Bewohner unserer Stadt. 1 Bogen. brosch. 2½ Sgr.

Nitzsch, Dr. K. J., Die Wirkung des Evangel. Christenthums auf culturlose Völker. Nach Thatsachen aus der Missionsgeschichte des jüngsten Halbjahrhunderts. Ein Vortrag, auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten. Eleg. brosch. 4 Sgr.

v. Quast, Ferd., Ueber Schloßkapellen, als Ausdruck des Einflusses der weltlichen Macht auf die geistliche. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins gehalten. Eleg. brosch. 6 Sgr.

Ritter, Carl, Ein Blick auf Palästina und seine christliche Bevölkerung. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins gehalten. Eleg. brosch. 7½ Sgr.

Schnaase, Carl, Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthum und besonders zur evangelischen Kirche. Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins gehalten. Eleg. brosch. 6 Sgr.

Stahl, Dr. Jul. Fried., Was ist die Revolution? Ein Vortrag, auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins gehalten. Eleg. br. 4 Sgr.

Arnim-Blumberg, Graf, In der Welt, aber nicht mit der Welt. Geschrieben mit Bezug auf Berliner Verhältnisse im Januar 1852. 2½ Sgr.

Bachmann, J. F., Geschichte der Einführung der Confirmation innerhalb der evangelischen Kirche. 19 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 1½ Thlr.

— —, Handbuch der christlichen Lehre für Confirmanden und Confirmirte. Auf Grundlage des kleinen Katechismus des Dr. M. Luther bearbeitet. gr. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr.

Beyer, E., Lehr- und Bekenntnißlieder der evangelischen Kirche. Erklärt und mit historischen Einleitungen versehen, nebst einem Anhange über Privatbeichte und Kirchenzucht. brosch. 15 Sgr.

Dietlein, W. O., lic. theol., der zweite Brief Petri. 8. 28 Sgr.

Dreger, F., geistliche Lieder und Gedichte bei Gelegenheiten. 2te Aufl. 128 S. brosch. 6 Sgr.

Herberger, Val., epistolische Herzpostille, oder deutliche Erklärung aller Sonn- und Festtags-Episteln. 1½ Thlr.

Souchon, A. F., Passionspredigten. 10½ Bog. 12½ Sgr.

— —, Predigten über die Episteln auf alle Sonn- und Festtage. 1. bis 3. Lieferung. Jede Lief. 6 Bogen. à 5 Sgr.

Tyska, K. F., Gethsemane, Moria und Golgatha. Zwei liturgische Andachten und eine Abendmahlsfeier für die Leidenswoche unseres hochgelobten Erlösers, des Gott-Menschen Jesu Christi zusammengestellt, und mit den nöthigen Musikbeilagen versehen. 7½ Sgr.

Lionnet, A., das innere Leben des Christen. Predigten in der Trinitatiszeit 1851 gehalten. 8. 14 Bogen. 15 Sgr.

Druck von C. Striese & Comp., Wallstraße 12.